

„Das Schlimme an solchen Videos ist, dass man sich darin wiedererkennt“

FM4-Interview von Gersin Livia Paya

Mugtaba Hamoudah: Das Thema ist in Österreich weniger präsent, weil hier weniger schwarze Menschen leben. Aber dennoch sind viele Probleme sehr ähnlich. Und Geschichte wiederholt sich selten, aber sie reimt sich sehr oft. Zum Beispiel gab es in Österreich viele Fälle von Polizeigewalt wie die gegen Marcus Omofuma oder Edwin Ndupu. Es ist wichtig hervorzuheben, dass die Polizei keine neutrale Bubble ist, die parallel zu unserer Gesellschaft existiert, sondern dass Polizisten und Polizistinnen Menschen aus unserer Gesellschaft sind und daher in ihrem Dienstalltag auch gewisse Rassismen und Vorurteile reproduzieren, und dass das ein Problem ist, das geändert gehört.

FM4: Welche Forderungen hast du konkret, wenn du sagst, das gehört geändert?

Mugtaba Hamoudah: Es braucht ein neues Bewusstsein in der Gesellschaft. Wir tendieren dazu zu behaupten, dass wir keine Farben sehen, dass wir alle gleich sind, aber es ist wichtig anzuerkennen, dass wir verschieden sind und das im Alltag erleben und das sehr viele Strukturen mit sich bringt. Es ist wichtig, die eigenen Rassismen, die man reproduziert, zu hinterfragen und aktiv für schwarze Menschen einzustehen. Es gilt, aktiv Rassismen abzubauen.



© Gersin Livia Paya/FM4

Ramadan, Corona und ich

Das Fest der Familie und Freunde – allein in den eigenen vier Wänden.

WDraußen 45 Grad Celsius, Dattelpalmen und Straßenfeste – so habe ich meinen ersten Ramadan mit 15 im Sudan verbracht. Es war nicht der erste überhaupt, sondern der erste, bei dem ich selbst durchgefastet habe. Täglich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Und darauf war ich sehr stolz. Ich hatte ja auch lange darauf hingearbeitet.

Schon als Kinder wollten meine ältere Schwester Nahla und ich es unseren Eltern gleichtun. Solange ich denken kann, haben wir zwei jeden Ramadan ›mitgespielt‹. Wir haben in der Früh mit dem Fasten begonnen, das dann halt vom Frühstück unterbrochen wurde. Dann fasteten wir selbstbewusst und unbeirrt bis zum Mittagessen weiter. Von Jahr zu Jahr haben wir uns Stück für Stück dem Fasten angenähert, mal bis Mittag, dann bis in den Nachmittag hinein, und wenn der Tag zu lang wurde oder wir uns am Spielplatz zu sehr verausgabt hatten, waren Manner-Schnitten immer noch eine legitime Option. Im Nachhinein betrachtet, haben Nahla und ich wirklich absurde Dinge getan, wie um die Wette zu beten, oder uns gegenseitig auf Gebetsteppichen durch die Wohnung zu ziehen und Aladdin zu spielen.

An all diese Dinge denke ich nostalgisch zurück, während ich in meiner Einzimmerwohnung in Wien-Landstraße sitze und den mittlerweile zweiten Ramadan im Lockdown verbringe. Eigentlich wird Ramadan groß gefeiert!

Nicht nur das Zuckerfest am Ende des Monats, sondern jedes Fastenbrechen, auch Iftar genannt, wird zelebriert. Selbst als ich noch zu Hause bei meinen Eltern gewohnt habe, ging es sich mit der Arbeit, der Schule, Hobbys und Freund*innen nie aus, immer zum Essen zusammenzukommen. Im Ramadan hingegen sitzt man täglich mit der Familie und Freunden an einem Tisch, bricht gemeinsam das Fasten und verbringt eine nette Zeit miteinander – wie ausgiebig dabei gefeiert wird, merke ich jedes Jahr erst später auf der Waage!

Letztes Jahr, während des ersten Lockdowns, versuchte ich krampfhaft, mich in Ramadan-Stimmung zu versetzen – es gab kein Lied, das ich nicht gehört, keine Laterne die ich nicht gebastelt und keine Girlande, die ich nicht aufgehängt hätte! Es war der erste Ramadan in meiner eigenen Wohnung, und ich hatte mich darauf eingestellt, die Tradition meiner Familie weiterzuführen, viele Menschen zum Essen einzuladen und meine kleine Wohnung mit viel Liebe und Wärme zu füllen!

Jetzt, wo all das schon zum zweiten Mal nicht möglich ist, fühle ich mich überraschenderweise dennoch sehr mit Ramadan verbunden – auf spiritueller Ebene. Das Konzept des Ramadans ist eigentlich ganz simpel: Es geht darum, einen Monat lang von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nicht zu essen, nicht zu trinken und auf sexuelle

Ramadan, Corona und ich

Das Fest der Familie und Freunde – allein in den eigenen vier Wänden.

Handlungen zu verzichten, um sich in Enthaltsamkeit zu üben. Diese drei Dinge krieg ich hin. Meinem gewohnten sozialen Umfeld zu entsagen und mich mit mir selbst auseinandersetzen zu müssen, ist da schon eine andere Herausforderung.

Während dieser Pandemie, so kommt mir vor, brennt mittlerweile auch der stabilsten Person hin und wieder eine Sicherung durch. Die Einschränkungen sind enorm, auch in der Ausübung von Religion. Ob Ostern, Pessach oder Ramadan – in den eigenen vier Wänden ist es nicht dasselbe. Doch auch abseits der Religion gibt es einen Messias, und daher gilt es jetzt einmal auf unseren Heiland Sebastian Kurz zu hoffen und zu beten, dass er in den nächsten, entscheidenden Wochen jene Entscheidungen trifft, die dazu führen, dass wir möglichst bald wieder gemeinsam Feste feiern können. Ramadan Mubarak!



© Illustration: Blagovesta Bakardjieva

Fremdbestimmt Schwarz

Was ich im Sudan über Rassismus gelernt habe.

Was ich davon halte, ständig danach gefragt zu werden, wo ich denn ›eigentlich‹, also ›ursprünglich‹, also ›wirklich, wirklich‹ herkäme, wissen die Leser*innen dieser Kolumne ja bereits. Meistens spielt die Antwort nämlich keine Rolle, die Frage beschreibt nur das Anderssein. Für diese Kolumne ist sie jedoch sehr wohl von Bedeutung, weil ich sie aus dem Sudan schreibe.

Anfang dieses Jahres flog ich nach fast drei Jahren wieder in den Sudan, und ich bin wirklich dankbar dafür, hier zu sein. Für die Sonne, das Essen, meine Großeltern und nochmals die Sonne. Hier habe ich die Möglichkeit, über alles, was in Wien passiert, nachzudenken. Erstens, weil ich komplett aus meinem Alltag herausgerissen wurde, und zweitens, weil mich meine Großeltern tiefgehender ausfragen, als jede*r Therapeut*in es tun könnte.

Was sie vor allem verwundert, ist, dass mir der Aktivismus so stark am Herzen liegt. Sie können schwer nachvollziehen, warum so viele schwarze Aktivist*innen die Notwendigkeit sehen, antirassistische Bildungsarbeit zu leisten. Sie sind verwundert darüber, dass BIPOCs, die in einer weißen Mehrheitsgesellschaft aufwachsen und leben, ständig Rassismus erfahren. Vieles erspare ich meinen Großeltern, denn nachdem ich ihnen von brennenden Asylheimen und dem Fall von Elias erzählt habe, steht ihnen die Angst um uns ins Gesicht geschrieben. Und immer wieder die Frage : Wie kommt es, dass es in Europa so viel Rassismus gibt – und warum ist das alles nicht mittlerweile Geschichte?



© Illustration: Blagovesta Bakardjieva

Fremdbestimmt Schwarz

Was ich im Sudan über Rassismus gelernt habe.

Diese Fragen haben mich überrumpelt. Mir ist zwar bewusst, dass Rassismus und das Schwarzsein, nicht als Hautfarbe, sondern als soziales Konstrukt, in meiner Kindheit, Jugend und vor allem in den letzten Jahren prägend waren. Die Erkenntnis darüber, wie fremdbestimmt dieser Prozess verlief, hatte ich aber erst hier im Sudan. Um diese Kategorisierung zu verstehen, muss nämlich ein Gegensatz bestehen, in diesem Fall jener zur weißen Mehrheitsgesellschaft. Schwarz in einem Land aufzuwachsen, wo alle Menschen schwarz sind, ist genauso wenig besonders, wie als autochthone*r Österreicher*in in Österreich aufzuwachsen.

Überraschend ist jedoch, dass den Menschen hier im Sudan Rassismen sehr klar bewusst sind – allerdings vielmehr als Gesellschaft und nicht als Individuen. Im Sudan spürt man die Ausprägungen einer von Rassismus geprägten Geschichte in Form der prekären Situation aufgrund von post-kolonialen Wirtschaftsstrukturen. Man merkt es daran, dass trotz des Rohstoffreichtums des Landes große Teile der Bevölkerung kaum genug zum Leben haben, und daran, dass im Zuge der Kolonialisierung durch fremde Mächte willkürlich gezogene Nationalgrenzen bis heute dazu führen, dass sich hunderte Kulturen und Ethnien, die unterschiedlicher nicht sein könnten, unter einer › sudanesischen < Identität wiederfinden müssen.

Über diese Themen sprechen die Menschen offen, als Staat und Gesellschaft haben sie mit den Folgen der rassistisch geprägten Vergangenheit zu kämpfen, aber individuelle Diskriminierung erleben sie

nur bedingt. Das wurde mir erst hier, im Gespräch mit den Großeltern, so richtig bewusst.

Was nehme ich von hier mit ? Ich bin stolz darauf, Schwarz zu sein – nicht auf meine Hautfarbe bezieht sich dieser Stolz, sondern darauf, selbstbewusst durch die Welt zu gehen, in einer Gesellschaft, die sich in so vielen Aspekten – von der Darstellung in Medien und Schulen bis zu Anfeindungen auf der Straße – immer noch gegen das eigene Schwarzsein stellt. Der Kampf dagegen hört nie auf – auch, wenn es die eigene Großmutter nicht verstehen kann.